
Was man bei Regen tun kann

Eine Liste von Virginia Summers, Junior-Inhaberin
(selbsternannt) des Summers' Inn, Alexandria Bay,
New York

Gibt es zu Hause jemanden, den du vermisst?
Schreibe ihm einen Brief und sage es ihm. Warte nicht
damit; morgen regnet es vielleicht nicht mehr.

An dem Morgen, an dem Mae aufwacht und Peter fort ist, hat sie geträumt, dass sie ihren alten Freund Gabe über den Acker mit dem steilen Abhang jagte, den sie im Winter immer hinuntergerodet sind. Es war eine Vollmondnacht, der Fluss lag in der Ferne, unsichtbar, aber stets gegenwärtig, und immer, wenn sie Gabe beinahe zu fassen bekam, stolperte sie über eine Wurzel, fiel, und er rannte einfach weiter. Das hätte er niemals getan, als sie noch Kinder waren. Er hätte angehalten, ihre Hand ergriffen und sie wieder hochgezogen – oder etwa nicht?

«Warum glaube ich immer noch, dass du ein guter Mensch bist?», hat sie seiner sich entfernenden Gestalt hinterhergerufen, bevor sie erwacht ist und die Hand nach Peter ausgestreckt hat.

Aber sie liegt auf dem Sofa, nicht in ihrem Bett.

Sie setzt sich auf und horcht in die Stille, die herrscht, wenn derjenige, auf den man wartet, noch nicht nach Hause gekommen ist. (Manchmal gehen Leute weg und kommen nicht wieder. Manchmal geschehen schlimme Dinge. Mae weiß das, seit sie sechs ist.)

Peter. Ihr Lebensgefährte. Wo ist er? Sie sucht in der ganzen Wohnung, findet aber keine Spur von ihm. Alle Gedanken und Erinnerungen an Gabe sind wie weggeschwemmt, die Schlafwärme wird von Angst verdrängt. Sie stellt sich vor, wie ein schwarzes Funktaxi Peter überfährt. Einen Raubüberfall, vielleicht sogar einen Herzinfarkt. Sie versucht es auf seinem Handy: keine Antwort. Sie geht erneut durch die Wohnung, ganz langsam, und erwischt sich dabei, wie sie innerlich die Gegenstände aufzählt, die ihr gehören. Es beruhigt sie irgendwie, die Spuren ihrer Existenz in seinem Zuhause zu sehen: das Gemälde des Sankt-Lorenz-Stroms an einer Wand; neben der Tür eine Vase mit einer Fuchsjagd darauf, die sie als Regenschirmständer benutzt und die genauso aussieht wie die, die ihre Großmutter an der Tür im Inn stehen hat, in dem Mae aufgewachsen ist; das Bild vom Summers' Inn selbst, gemalt von demselben Künstler, das im Flur hängt, und schließlich die Fotokopie der Liste, die sie in der Schublade ihrer Kommode aufbewahrt und deren Original an einer Pinnwand in der Eingangshalle des Inns hängt, ein Erinnerungsstück aus der Zeit, als Maes Mutter Virginia noch lebte. *Was würde meine Mutter mir raten, wenn sie hier wäre? Sie würde mir sagen, geh raus und suche Peter.*

Mae fährt im Taxi zum Büro. *Vielleicht ist er an seinem Schreibtisch eingeschlafen.* Der Gedanke beruhigt sie, lässt ihr Herz langsamer schlagen.

Aber als sie in seinen Geschäftsräumen ankommt, fin-

det sie sein Büro verlassen vor, das gesamte Stockwerk leer – das jedenfalls glaubt sie.

Zuerst findet sie den Zettel, der in ihrem Columbia-Business-School-Becher steckt:

Mae: Es tut mir leid. Und ich möchte, dass du weißt, dass du mir etwas bedeutet hast. Du bist nicht in die Sache verwickelt, WindSpan hatte mit dir nichts zu tun. Und ich werde dich nicht vergessen.

*In Liebe,
Peter*

PS: Bitte vernichte diesen Brief.

Erst wird die Welt ganz schwarz. Der Zettel ist der Beweis, dass er weder verletzt noch tot ist. Aber das hier ist erstaunlicherweise schlimmer. Mae untersucht die Sätze, die auf Firmenbriefpapier gekritzelt worden sind, wie eine Anthropologin die Spuren an den Wänden einer Höhle. Dies ist der Mann, den sie heiraten wollte. Dies ist das Leben, das sie führen wollte. Trotzdem hat sie sich nicht erlaubt, das hier vorherzusehen.

Und jetzt steht sie hier. Am Anfang vom Ende.

Mae öffnet ihren Computer und loggt sich in den Hauptserver ein. Wie viele Leben hat er zerstört? Wie viele hat sie zerstört, vertreten durch ihn? Gibt es irgendetwas, das sie tun kann, um es wiedergutzumachen? *Bitte lass es etwas geben, das ich tun kann, um es wiedergutzumachen.*

Ihre Finger fliegen über die Tasten. Sie öffnet Dateien, sie liest. Es steht alles da, und es ist fast absurd, wie einfach es ist, die Einzelheiten zu einem großen Bild zusammenzufügen. Als hätte er gewollt, dass sie es herausfindet. Oder – und das ist ein Gedanke, bei dem sich der Raum um sie herum zu drehen beginnt, der ihren Magen in Aufruhr versetzt, der ihr die Galle in die Kehle treibt – als hätte er sich nicht einmal die Mühe gemacht, es vor ihr zu verstecken, weil er wusste, dass sie zu dumm, zu vertrauensselig sein würde, um ihn zu kontrollieren.

WindSpan Turbinen gibt es gar nicht. Es hat die Firma nie gegeben. Aber das Geld gab es. Und jetzt ist es weg.

Sie lässt den Computer stehen und geht erneut in sein Büro. Sie setzt sich an seinen Schreibtisch und sieht zu, wie die Sonne über dem Brooklyn Bridge Park aufgeht. Vor weniger als zwölf Stunden hat sie noch asiatische Nudeln zum Mitnehmen gekauft, zusammen mit einem Sixpack des Craftbiers, das Peter am liebsten mag. Sie hat noch an die scharfe Soße gedacht und sich ein wenig schuldig gefühlt, weil sie es selbstgefällig genoss, von jemand gebraucht zu werden, während sie an anderen Menschen vorbeiging, die womöglich von niemandem gebraucht wurden. Sie hat den Tisch gedeckt, die Nudeln in Glaschüsseln gefüllt und in den Ofen gestellt, um sie warm zu halten. Dann hat sie darauf gewartet, dass er aus dem Büro nach Hause kam. Sie hat ihn angerufen. «Hier ist was Unvorhergesehenes dazwischengekommen. Ich komme, so schnell ich kann», hat er ihr gesagt. Schließlich ist sie vor ihrer Netflix-Serie eingeschlafen.

Jetzt wendet sie den Blick vom Park ab und betrachtet den gelben Diamanten an ihrem linken Ringfinger. Er hat seiner Mutter gehört, behauptete Peter mit einer Stimme,

die ganz heiser war vor Ergriffenheit. Wenn er von seiner Familie sprach, kam es ihr immer so vor, als würde er ihr eine Seifenoper aus den Südstaaten erzählen: Tragödien und Romanzen, Vorrechte, die wieder genommen wurden, undurchsichtige Familienverwicklungen, in denen eine Plantage, Sklaven und Geheimnisse vorkamen. Sex, Lügen und ein beschädigter Junge. Sie würde ihn mit ihrer Liebe heilen, beschloss Mae irgendwann, vielleicht schon in dem Moment, als sie ihn zum ersten Mal traf. Diesmal, mit diesem Mann, würde es gutgehen.

Sie nimmt den Ring ab und legt ihn auf seinen Zettel. Sie haben sich am Wochenende ein Stadthaus angesehen. Ein teures weißes Kleid hängt in ihrem Schrank. Ihre größte Sorge in letzter Zeit bestand darin, die perfekten Schuhe dazu zu finden. Was für ein Mensch ist sie nur geworden?

Sie hört ein Schluchzen und kann kaum glauben, dass sie ihr eigenes Weinen nicht wiedererkennt. Aber dann begreift sie, dass es Bud war. «Du Mistkerl, du hast deinen Hund zurückgelassen!» Der Hund – benannt nach Bud Fox aus dem Film *Wall Street* – liegt in der Ecke in seinem Körbchen mit dem zart gemusterten Toile-de-Jouy-Polster. Mae hatte es ausgesucht, weil es sie an die Vorhänge in ihrem Kinderzimmer im Inn erinnerte. Sie steht auf, und Bud bellt und kriecht auf sie zu.

«Okay, Bud. Na komm.»

Sie fand den Namen des Hundes bisher süß, aber jetzt fügt sie ihn der Liste der Dinge hinzu, die sie auf Peters kriminelle Energie hätten aufmerksam machen müssen: Bud Fox, gute Absichten hin oder her, endet schließlich im Gefängnis. «Na komm, wir gehen Gassi.» Bud wedelt mit dem Schwanz und springt um sie herum, wobei er sie zurück auf den Stuhl schubst. Er ist kein Stadthund, er ist ein

Hund, der viele Hektar Land um sich herum haben sollte, die er durchstreifen kann. Aber Peter hat als Kind auf der abgewirtschafteten Plantage einen Hund genau dieser Rasse gehabt. Und er sagte, dieser Hund – Earl hieß er – sei die einzige schöne Erinnerung aus seiner Kindheit. Bis Earl vor nicht allzu langer Zeit von Peters Zwillingbruder mit in den Tod gerissen wurde, als der sich vor einen Zug warf. «Du hast so ein Glück», sagte Peter zu Mae, «dass du so eine herrliche Kindheit hattest, in diesem hübschen Gasthaus, mit Großeltern, die dich vergöttert haben.»

«Aber ... meine Eltern sind gestorben, als ich sechs war.» In diesem Augenblick dachte sie, er habe das vielleicht kurz vergessen, aber er winkte nur ab und nickte. Nein, er hatte es nicht vergessen.

«Da warst du doch noch so klein, du kannst dich doch gar nicht richtig erinnern. Warum solltest du dich nach etwas sehnen, was du nie wirklich hattest?»

Diese Worte verletzten sie, schnell und tief. Was sie gern gesagt hätte, war: «Ich erinnere mich an alles – und doch erinnere ich mich an nichts. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr das weh tut. Manchmal wache ich aus einem Traum auf und weiß, dass er eine Erinnerung gewesen sein muss, aber sie entgleitet mir wie ein Fisch in einem Eisloch. Und egal, wie sehr ich mich bemühe, ich kann es nicht abschütteln: das letzte Mal, als ich meinen Vater sah. Was ich gesagt habe, was ich getan habe, was ich verursacht habe. Ich habe es noch nie jemandem erzählt, aber ...» Nicht einmal in ihrer Vorstellung kann sie den Satz beenden. Also vergräbt sie ihn dort, wo er hingehört, tief im Flussbett ihrer Seele. Sie hat wirklich geglaubt, dass Peter *gut* für sie sei, weil er es ihr nicht erlaubte zu grübeln, in der Vergangenheit zu leben.

Bud leckt ihre Hand, sie befestigt die Leine an seinem Halsband. Er erinnert sie an einen alten Mann: grau, ungepflegt, mit Haaren, die ihm aus den Ohren wachsen. Plötzlich überfällt sie der Gedanke, dass Peter auch Bud eine Nachricht hinterlassen haben könnte, vielleicht unter seinem Hundekörbchen. *Du hast mir etwas bedeutet, Bud. Und es tut mir leid. Bitte friss diesen Zettel auf.* Ihren eigenen Zettel stopft sie mitsamt dem Verlobungsring in die Hosentasche und überlegt, was sie damit anstellen soll. Vielleicht verbrennen. Und der Ring? Den würde sie am liebsten in den Hudson werfen, doch sie wird das Geld aus seinem Verkauf vermutlich brauchen, um einen Rechtsanwalt zu bezahlen. Auf dem Zettel steht, dass sie nicht in die Sache verwickelt ist, aber niemand hat einen Grund, Peters Worten zu glauben.

Als sie das Büro durchquert, denkt sie darüber nach zu fliehen. Einfach fortzulaufen. Aber damit würde sie praktisch ihre Schuld eingestehen – und an alldem hier trägt sie keine Schuld. Außerdem weiß sie, dass sie niemals damit leben könnte, fortgelaufen zu sein, sich vor den Folgen einer Straftat versteckt zu haben, die sie zwar nicht begangen hat, die aber in ihrem Namen begangen wurde. Sie hält an und schaut in das Büro von Andrew, dem Finanzvorstand, aber es ist ebenso still und leer wie das von Peter. Etwas fehlt: Andrew hatte immer einen Briefbeschwerer aus Meteoritengestein auf seinem Schreibtisch stehen. Jetzt entdeckt sie dort einen staubfreien Kreis. «Der Meteorit erinnert mich daran, dass die Welt jeden Augenblick untergehen könnte. Das heißt, ich sollte das Leben besser auskosten», hat er einmal zu ihr gesagt, um zu erklären, warum er mit einer fünfundzwanzigjährigen Kellnerin zusammen war, die er bei *Hooters* kennengelernt hatte. Sie

verspürt den Drang, mit dem Arm über seinen Schreibtisch zu wischen und alles, was noch darauf steht, zu Boden zu fegen.

Der Aufzug öffnet sich, als sie auf den Pfeil nach unten drückt, und Bridget, eine der Kundenberaterinnen, tritt heraus. «Morgen!», sagt sie.

«Oh, hallo!» Mae schreit fast.

«Hey, ist Peter da?»

«Noch nicht.»

«Können wir uns kurz unterhalten? Ich habe letzte Nacht einen komischen Anruf von Alex Moffatt bekommen. Ich habe versucht, Peter zu erreichen, aber sein Telefon ist ausgeschaltet, und ...»

«Unbedingt!» Mae zerrt Bud heftig in den Aufzug. Es ist nicht leicht, diesem Hund seinen Willen aufzuzwingen. «Ich bin gleich wieder da.» Sie hält den Knopf, der die Türen schließt, so lange gedrückt, bis sie endlich zugehen. Draußen zieht sie sich die Ärmel ihres Pullovers über die Hände und blinzelt in die Wintersonne. Bud zieht sie zum Park. Sobald er innerhalb der Umzäunung ist, löst sie seine Leine, und er rennt los. Erst hebt er sein Bein an einem Zaunpfahl, dann geht er ein paar Schritte weiter, wo er sich hinhoukt und demütig den Kopf senkt. Sie lässt sich auf eine Bank sinken und spürt, wie die kalte Feuchtigkeit durch ihren Hosenboden dringt.

«Mae?» Sie schaut auf. Es ist Jon Evans, ein Rechtsanwalt, der in der Nähe arbeitet und mit seiner Frau Mattie genau wie Peter und sie in Williamsburg wohnt. Sie haben eine kleine Tochter namens Jorja. Mae durfte sie einmal halten, als Mattie sie ins Büro mitbrachte. Jon hat ihr erzählt, dass Mattie kurz nach Jorjas Geburt krank wurde. Non-Hodgkin-Lymphom – als sie ihren Mann im

Büro besuchte, trug sie ein Kopftuch. Sie sah immer noch wunderschön aus, lebendig, selbst mit ihrer blassen Haut und den scharf hervortretenden Wangenknochen, aber es lag etwas in ihrem Blick, das in Mae den Wunsch weckte, ihre Hand zu nehmen und zu drücken.

«Das ist meine Frau», hat Peter Mae damals Jon vorgestellt. «Beziehungswise meine zukünftige Frau. Sie macht für uns das Marketing.» Wie Mae in diesen beiden Worte schwelgte: *meine Frau*. Sie versprachen eine Zukunft, in der sie nicht allein und ohne Familie sterben würde – das war immer eine nachvollziehbare Sorge gewesen, zumal die beiden einzigen lebenden Verwandten (von denen sie Kenntnis hatte) bereits über achtzig waren. «Willst du eigentlich Kinder?», hatte sie Peter gefragt, als sie lange genug miteinander ausgegangen waren, dass sie das Thema anschneiden konnte. Sie hatte sich vor der Antwort gefürchtet: So viele Männer wollten keine oder behaupteten, sie wollten keine, bis es zu spät war. Danach zeugten sie Kinder mit Frauen, die noch nicht so lange auf der Wartebank gesessen hatten und noch fruchtbar waren. «Natürlich will ich Kinder», hatte er geantwortet. «Was für eine dumme Frage.»

Mae stellte sich vor, Jon und Mattie zum Abendessen einzuladen, sah Jorja in die Augen und betete, dass es Mattie bald wieder gutgehen möge, damit Jorja nicht ihr ganzes Leben lang nach verblassten Erinnerungen an ihre Mutter suchen musste. Sie stellte sich vor, wie Jorja mit Peters und ihren eigenen zukünftigen Kindern spielte, jenen Kindern, die sie retten würden; sie malte sich eine perfekte Welt aus.

Jon und Mattie haben eine riesige Summe in *WinSpan Turbinen* investiert. Und jetzt kann sie Jon nicht mehr in

die Augen sehen. «Mae? Alles in Ordnung?» Sie merkt, dass ihr Schweigen schon zu lange andauert und dass sie mit leerem Blick über seine linke Schulter starrt. Sie zwingt sich dazu, seinen Blick zu erwidern.

«Wie geht es Mattie?»

«Ganz gut. Sie ist voller Hoffnung. Es geht ihr jeden Tag besser. Sie ist eine großartige Frau.»

Mae sieht Krankenhausrechnungen vor sich, die nicht bezahlt werden können. Sie ruft nach Bud. «Tut mir leid», sagt sie zu Jon. «Ich fühle mich nicht gut. Wirklich *gar* nicht gut.»

«Kann ich irgendwas tun?»

«Nein. Aber danke. Ich muss zurück ins Büro. Oder vielleicht lieber gleich nach Hause, mich hinlegen.»

«Das ist vermutlich eine gute Idee, du siehst blass aus. Hey, aber könntest du vielleicht Peter sagen, dass er mich anrufen soll, wenn er eine Sekunde Zeit hat? Ich müsste etwas mit ihm besprechen. Gestern Abend habe ich etwas auf Twitter gesehen, das mir ein bisschen Sorgen macht. Über *WindSpan*. Einen Artikel, in dem es heißt, die Baustelle sei verlassen. Beziehungsweise nicht verlassen ... sondern dass es sie *gar* nicht *gibt*. Das kann sicher überhaupt nicht sein. Wahrscheinlich bloß wieder Trolle oder so, aber ich wollte das trotzdem besprechen. Gut also, dass wir uns über den Weg gelaufen sind.»

Maes Hand zittert, als sie Bud wieder ansteht. «Natürlich, ich richte es ihm aus, mach dir keine Sorgen. Sicher ist alles in Ordnung.» Sie geht und merkt, dass sie etwas vergessen hat. Jetzt kann sie noch etwas auf die Liste ihrer Verfehlungen setzen: *Und sie ging, ohne den Haufen ihres Hundes zu entsorgen.*

Im Büro haben sich inzwischen ein paar Leute ver-

sammelt. Sie schweigen, als sie den Raum betritt. «Ich bin überrascht, dass du zurückgekommen bist», sagt Josh, der am Telefon sitzt. «Ich dachte, du wärst auch abgehauen.» In Joshs Blick liegen Abscheu und Mitleid und noch etwas anderes. Weil sie Peters Verlobte war, was bedeutet, dass sie entweder davon wusste – in diesem Fall wäre sie ein schlechter Mensch – oder eben nicht. Dann wäre sie eine Idiotin. *Ich bin beides*, will sie sagen. *Und ich bin so traurig, und es tut mir so leid.*

Die Türen des Aufzugs hinter ihr gleiten auf. Ein Mann und eine Frau treten heraus. Sie sind unauffällig gekleidet. Als sie in ihre Jackentaschen greifen, weiß Mae, dass sie ihre Polizeimarken hervorholen. Sie greift in ihre eigene Tasche und ertastet den Zettel. Schnell zerknüllt sie ihn noch mehr, versucht ihn so klein zu machen, dass er verschwindet, aber der Ring hindert sie daran.

Iss! Geh zu *Coffee Pot Cathy's* und bestell das leckerste Fischbrötchen, das du je gegessen hast. Geh zu *Lil' River Caramels Co.*, natürlich um Karamellbonbons zu essen, und zur *Bay Area Bakery* wegen der großartigen Bagels. (Und fang schon mal an, dein Picknick am Strand zu planen, denn es wird aufhören zu regnen. Ich helfe dir dabei!)

Gabe sitzt in einem Restaurant, in dem er noch nie war, und weiß, dass er nie mehr herkommen wird. Vermutlich wird er künftig das ganze Viertel meiden. Er sitzt hier mit seiner Frau, die in ein paar Augenblicken seine Exfrau sein wird, und sie sagt ihm gerade auf den Kopf zu, dass er sie nie geliebt hat.

«Du hast mich *gemocht*, Gabe. Du hast mich *gerngehabt*. Aber geliebt? Nein. Du hast mich nie geliebt. Du warst viel zu kaputt, um mich zu lieben. Ich glaube, du hast mal jemanden geliebt, dieses Mädchen, von dem du mir erzählt hast, von früher, aus deiner Kindheit, wie hieß sie noch? Molly?»

«Mae.» Gabe spricht den Namen absichtlich undeutlich aus. Es ist einfach zu erbärmlich, dass Natasha selbst damit recht hat.

«Genau. Die. Der einzige Mensch, den du je geliebt hast, ist ein Geist, ein Mensch, den du vermutlich nie wiedersehen wirst. Und bis du diese Liebe entweder wahr werden

oder sie dir austreiben lässt, wirst du niemals ...» Sie verstummt, sieht an ihm vorbei und sucht nach den richtigen Worten. Der Kellner missdeutet ihren Blick, glaubt, dass sie etwas bestellen möchte, und nähert sich dem Tisch, aber sie schickt ihn mit einem entschlossenen Kopfschütteln wieder fort. «Erst dann wirst du heil und ganz werden. Aber das ist noch nicht alles.» Erneut schüttelt sie traurig den Kopf und schweigt, als könne sie es nicht über sich bringen, all die anderen Merkmale seiner Beschädigung aufzulisten. Stattdessen schiebt sie ihre Hand über den Tisch. «Ich muss dir etwas sagen. Ich bin schwanger. Zwillinge. Künstliche Befruchtung.»

Er legt unter dem Tisch beide Hände in den Schoß. «So genau wollte ich es eigentlich gar nicht wissen. Außerdem sieht man es sofort. Du hast einen Riesenbauch.»

Sie seufzt. «Du bist ein Arsch.»

«Du hast mit einem der Ärzte aus dem Krankenhaus gevögelt, in dem du arbeitest. Tut mir leid, wenn ich etwas bitter rüberkomme.» Sie hat eine Weile mit dem Arzt zusammengelebt, nachdem sie die Affäre angefangen hat, die sie Gabe wie eine Herausforderung vor die Füße gelegt hat. *Kampf um mich*, hat ihr Blick ihn aufgefordert. Gabe hat es nicht getan. Wer konnte schon mit einem bekannten Kinderherzspezialisten mithalten? Sie ist Anästhesistin – der Arzt und sie sind ein gutes Team. Dabei weiß er, er hätte *tatsächlich* mithalten können. Natasha hat ihn geliebt. Sie hat ihm ein Geschenk gemacht, das er sinnlos vergeudet hat, und jetzt gibt es nichts mehr zu sagen.

Er starrt auf den Tisch, bis sie endlich sagt: «Also, hier sind die Papiere.» Sie schiebt den Ordner über den Tisch, zusammen mit einem dunkelblauen Montblanc-Füller. Er hat sofort vor Augen, wie der bekannte Kinderherz-

spezialist ihn ihr überreicht hat, ein perfektes Geschenk. Das letzte Geschenk, das Gabe ihr gemacht hat, ist ein Dosenöffner gewesen. Er hat es als Scherz gemeint, aber es ist eigentlich nie lustig, seiner Frau einen Dosenöffner zu schenken. Was war überhaupt die Pointe an diesem Dosenöffner-Scherz? Er weiß es nicht mehr. Egal. Er hat ihr nun mal einen beschissenen Dosenöffner geschenkt.

«Wie besprochen geht jeder mit dem aus der Ehe raus, was er auch eingebracht hat. Ein klarer Schnitt.»

Er nimmt den Füller. Er unterschreibt. Es fühlt sich überhaupt nicht wie ein klarer Schnitt an. Aber es fühlt sich wie ein Ende an, und darin liegt eine gewisse Erleichterung. Enden erleichtern Gabe immer.

«Es geht dir doch gut, oder? Arbeitest du noch immer frei? Ich habe eine deiner Zeichnungen in der *Times* gesehen.»

«Hier. Fertig.» Er winkt dem Kellner nach der Rechnung, dann fällt ihm ein, dass sie gar nichts bestellt haben. Er nimmt sein Wasserglas und leert es. Das ist nicht das, was er braucht. Er steht auf.

«Gabe, bitte geh noch nicht. Du kannst doch nicht für den Rest deines Lebens vor allem fortlaufen. Wir sollten ...»

«Auf Wiedersehen, Natasha.»

Er läuft nicht, er geht, also hat sie damit schon mal nicht recht. Er kauft auf dem Weg zu seiner neuen Wohnung eine Flasche Wild-Turkey-Whiskey und nimmt schon im Aufzug einen Schluck, dann lässt er sich mit der Flasche auf die Matratze im Flur fallen, die Matratze, die er ganz allein drei Etagen durch das Treppenhaus heraufgezerrt hat, obwohl Freunde ihm ihre Hilfe beim Umzug angeboten haben. Er kann sich etwas Besseres leisten als dieses

Dreckloch. Auf Natashas Frage hätte er ihr antworten können, dass seine Karriere recht gut läuft, dass ein Verleger vielleicht sogar an seiner Idee eines Comicromans für Kinder interessiert ist, aber es ist ihm zu egal. Er starrt zur Decke hinauf. Große Wasserflecken breiten sich darauf aus, und es scheint, als würde sie gleich auf ihn herunterfallen. Wie das wohl wäre, wenn einem eine Decke auf den Kopf fiel? Wäre das ein schneller Tod oder eher langsam und erstickend?

*Da hast du dir ja ein schönes Leben zurechtgeschnitzt,
Gabriel Broadbent.*

Alex Bay ist keines dieser typischen Touristenstädtchen. Es gibt hier Rätsel und Geheimnisse und eine dunkle Vergangenheit, in der Piraten vorkommen.

Und man kann im Ladenmuseum der Cornwall Brothers alles darüber erfahren und praktischerweise auch gleich Andenken kaufen.

Lilly wartet, horcht, zählt Georges Atemzüge, zählt die Abstände zwischen ihnen. Er schläft. Sie setzt sich auf, wartet erneut, sucht in der Dunkelheit mit den Füßen nach ihren Pantoffeln, schlüpfte hinein, steht auf und ertastet ihren Morgenmantel an der Stelle, wo sie ihn abgelegt hat – er liegt auf dem Stuhl vor dem Schminktisch. Sie hält einen Moment inne. Früher saß sie jeden Morgen hier und trug ihr Make-up auf, bevor sie sich an die Arbeit machte. Wenn man ein Hotel führt, muss man immer vorzeigbar aussehen. Man kann nicht einfach in Pantoffeln und einem Morgenmantel herumlaufen und das Haar wirr vom Kopf abstehen lassen.

Zu Beginn merkte sie nicht, dass sie Dinge vergaß. Meistens Namen. George trug schon seit Jahrzehnten immer einen Zettel in der Hemdtasche, weil er sich die Namen der Gäste in der Hochsaison nicht alle merken konnte. Das Inn war dann voller Fremder und alter Freunde. Sie versuchte, sich ihren eigenen Spickzettel zu schreiben, aber das klappte nur einen Monat lang. Dann fing es an, dass

sie nicht mehr nur Namen vergaß: Ein Abgrund vergessener Dinge tat sich in ihr auf, aber noch nicht tief genug, als dass sie das Gefühl gehabt hätte, sie seien unwiederbringlich verloren. Sie wachte nachts auf und rief den Namen eines Menschen oder einer Stadt in die Dunkelheit. George glaubte, sie habe Alpträume. Er streichelte ihr den Rücken, bis sie wieder einschlief, wie er es seit Virginias Tod immer getan hatte.

Als sie einmal «Everett!» rief, gab es Ärger. Kein Rückenstreicheln in jener Nacht. George stand auf und wanderte allein durchs Haus. Am nächsten Tag beim Frühstück erwähnte er den Vorfall nicht. «Ich vergesse ständig seinen Namen, bis ich schlafe», wollte sie ihm erklären. Aber sie wusste, wohin das führen würde. George wollte das Hotel verkaufen und in eine Eigentumswohnung ziehen. In einen Kasten neben dem Fluss, in den keine ihrer Erinnerungen passte. Lilly durfte das Inn niemals verlassen. Das hat sie Virginia versprochen. Und davor Everett.

Hat sie es ihnen versprochen? Wem hat sie es versprochen?

Sie tastet sich die Wand entlang. *Nicht stolpern und fallen und sich die Hüfte brechen, sonst stecken sie dich doch in diese verdammte Wohnung, oder noch schlimmer, in eine betreute Wohnanlage, wo irgendwelche Leute dich zu Tode betreuen.* Die Dunkelheit bedeutet Gefahr, aber sie kann es nicht riskieren, das Licht anzuschalten und George zu wecken. Er würde wissen wollen, warum sie aufgestanden ist. Sie müsste sagen, dass sie nicht schlafen kann und ein Glas warme Milch trinken will, und dann würde sie sich Milch wärmen und sie trinken müssen, nur um im Anschluss die ganze Nacht aufs Klo zu rennen.

Die Stufen. Das Mondlicht im Fenster am Fuß der

Treppe hilft. Sie setzt sich auf die oberste Stufe und rutscht dann auf dem Hintern von Stufe zu Stufe hinunter wie ein Kind – wie Mae es immer gemacht hat, und Virginia vor ihr. *Bums. Bums. Bums.* Sie packt das Geländer und zieht sich wieder hoch in den Stand. Angekommen.

Sie schlurft über den abgewetzten Teppich, und jetzt erinnert sie sich wenigstens wieder daran, wo die Fallen lauern: Hier hat sich der Fußboden ein wenig nach oben gewölbt, dort ist eine Diele locker und steht ein wenig hoch, eine Tretmine für alte Zehen. Dann vergisst sie, wohin sie möchte, und biegt beinahe in die Küche ab, weil *warme Milch* der letzte Gedanke war, an den sie sich erinnern kann. Nein: ihr Schreibtisch, ihr Kasten. *Wohnung? Nicht die Sorte Kasten. Die Kiste, die Tommy dir gemacht hat, bevor er in den Krieg zog. Tommy, dein großer Bruder. Tommy, der Flieger war, ein Flyboy, der dir davon schrieb, wie sehr er die Bucht vermisste und wie wichtig Heimat und Stabilität sind und dass man an einem Ort bleiben sollte, solange man kann. Und deshalb hast du genau das für sie alle getan: Tommy, Everett, Virginia und jetzt Mae, deine Enkelin, die einzige, die du noch nicht verloren hast.*

«Mae», sagt sie, weil das ein Name ist, den sie nicht vergessen darf, denn wenn sie ihn vergisst, ist sie geliefert.

Im Licht der Lampe öffnet sie ihren Rollschreibtisch. Und da ist die Kiste, genau, wo sie sie hingestellt hat. In letzter Zeit ist sie jedes Mal so erleichtert, wenn sie die Dinge dort wiederfindet, wo sie sie hingestellt hat – und so frustriert, wenn sie dort nicht sind, oder schlimmer, wenn sie vergisst, wonach sie überhaupt gesucht hat.

Die Kiste ist aus Zedernholz und duftet immer noch – jemand hat unten ungeschickt Blüten hineingeschnitzt. Lilly öffnet sie. Fotos, Briefe, getrocknete Blumen, die

zerfallen, wenn sie sie berührt. Eine Geburtsanzeige, eine Todesanzeige. Sie schiebt alles unter einen Zeitungsartikel mit einem Foto von George und ihr selbst, wie sie in einem Konfettiregen lächeln. Da trägt sie ihr blaues Reisekostüm. Sie hatte eine weiße Reisetasche, und darin ... darin – aber wie war noch dieses andere Wort? Wie haben sie sie noch genannt, all diese Dinge, die man für seinen Hochzeitstag ansammeln musste, Dinge, auf die sie sparen oder die sie selbst machen musste, weil man während des Krieges einfach gar nichts kaufen konnte?

Die Uhr tickt. Das Wort ist nur deshalb wichtig, weil sie sich nicht daran erinnern kann.

Sie musste einen speziellen Stoff auftreiben, um diese Kleider zu nähen, und dann musste sie sie um die Mitte ein wenig auslassen, was niemand wissen durfte, nicht einmal ihr Ehemann, noch nicht.

Draußen vor dem Fenster liegt der Fluss erstarrt und still, aber es ist eine Stille, die sie hören kann.

Wie heißt das Wort noch?

Aussteuer. Es hieß Brautaussteuer.

Erleichterung durchströmt sie. Erneut greift sie in die Kiste und holt ein Bündel Briefe hervor, die von einem mürben Gummiband zusammengehalten werden. Sie erkennt seine Handschrift: Es sind Everetts Briefe vom Schiff. Sie liest Worte wie «wunderschön» und «liebe dich wahnsinnig, von ganzem Herzen» und «träume von deinen Küssen, jede Nacht». Ihre Wangen werden ganz warm. Ihre alten Wangen, die jetzt aussehen wie Krepppapier, können immer noch erröten wie die Wangen eines jungen Mädchens. Sie muss lächeln. Das ist der Grund, aus dem sie immer wieder gern in dieser Kiste herumstöbert: weil alles darin ihre Erinnerungen weckt. «Hallo, Everett», sagt sie in die

dunkle Stille hinein. Und dann: «Hallo, Liebling», weil sie ihm so dankbar ist, dass er ihr in diesem Moment geholfen hat, sich zu erinnern, wer sie ist, wer sie einmal war.

Ein Rascheln. Jemand steht in der Tür.

«Liebling», sagt sie zu ihrem Ehemann, diesmal zu George, aber es hat die falsche Wirkung. Sie hat ihn verletzt, das sieht sie in seinem Blick, und die Angst davor, was sie damit ausgelöst haben könnte, lässt sie vergessen, was und wo und warum und ... «Oh.»

Sie hebt ein Foto auf und hält es sich dicht vors Gesicht. Wer sind diese Mädchen, so jung, mit diesen albernen Frisuren? Wer ist dieser gutaussehende Mann, an den sich das albernste Mädchen von ihnen gehängt hat?

Das bist du. Du und Vivian und Everett. George hat das Foto gemacht. Lilly lässt das Foto wieder fallen und klatscht in die Hände. Wie wunderbar, dass sie sich daran erinnern kann!

Aber da steht jemand im Zimmer. Jemand, der böse auf sie ist. Sie starrt ihn an, blinzelt verständnislos. *Ein böser alter Mann steht im Zimmer* – George.

«Tut mir leid.» Die Worte kommen automatisch aus ihr heraus.

«Was tut dir leid?», fragt er mit seiner heiseren, gebrochenen Stimme. «Tut es dir leid, dass du mich heiraten und all die Jahre mit mir leben musstest, statt den Mann zu heiraten, den du wirklich wolltest?»

«Ich wollte dich heiraten!»

Aussteuer. Brautaussteuer. Die Niagara-Fälle. Das Gefühl, gerettet zu sein, schuldbewusste Dankbarkeit und doch auch so viel Liebe und Hoffnung und George. Sich an ihm festhalten, als wäre er ein Rettungsboot. Ein Ballen Seide, den deine Mutter dir geschenkt hat. Sie hat ihn seit

Jahren aufgespart, hat sie gesagt. In ihrem Blick: Wissen und Vorwurf. Es ist weiße Seide, so rein wie Schnee, und du solltest sie ihr zurückgeben, ihr Blick fordert dich auf, zuzugeben, dass du kein Weiß tragen darfst, weil du doch schon ...

«Hörst du mir überhaupt zu?»

«Ich kann ihn nicht vergessen! Ich kann seinen Namen nicht vergessen, verstehst du das nicht? Er war der Vater meines Kindes!»

Warte. *Nein.*

Nicht die richtigen Worte. Das war ein Geheimnis, oder nicht wirklich ein Geheimnis, aber etwas, worüber sie nicht ... das war ein Versprechen, oder war es ...

George ist fort. Sie hört seine schweren Schritte auf der Treppe und erinnert sich wieder. Sie hat das Falsche gesagt. Sie hat ein Geheimnis ausgeplaudert.

Sie stützt den Kopf in die Hände und starrt auf den Schreibtisch, betrachtet das Foto einer jungen Frau, die sie nicht mehr kennt, und eines Mannes, den sie nicht vergessen will – nicht, weil sie ihn immer noch liebt, sondern weil sie ihn braucht, um sich an sich selbst erinnern zu können. «Es tut mir leid», flüstert sie. Aber dafür ist es jetzt zu spät.

Wir haben jetzt das Spiel *Cluedo*! Es macht solchen Spaß. Such dir ein paar Mitspieler und spiele ein paar Runden. (Ich wette, es war Oberst Günter von Gatow mit dem Bleirohr.)

Wie lange kannten Sie Peter Greaves?»

«Ungefähr ein Jahr.» Nächste Woche ein Jahr.

Die beiden Polizisten, ein Mann und eine Frau, notieren sich etwas. «Sie haben zusammen gearbeitet, waren aber trotzdem ein Paar?»

«Wir waren verlobt.» Sie erinnert sich nur zu gut an den Augenblick vor sechs Monaten, als Peter ihr den Ring gab. Sie hatte das Gefühl, dass alles in ihrem Leben plötzlich zusammenpasste – oder vielmehr, dass ihr Leben sich weitete, damit noch mehr hineinpassen konnte. Sie waren in Paris, ganz oben im Riesenrad in den Tuilerien. Auf dem Weg nach unten sagte er: «Es ist wie Fliegen, oder, Baby?»

Mit Peter fühlte sich alles spontan an, sogar der Antrag. *Komm, wir nehmen die Fähre nach Staten Island und essen dort zu Mittag. Wir machen eine Hubschraubertour. Lass uns nach Chicago fliegen, nur zum Abendessen. Ich will dich hier lieben, genau hier und jetzt. Keiner kann uns sehen. Baby, lass uns heiraten.*

Sie greift in ihre Tasche und berührt den Diamantring. Niemand hat sie vorher je «Baby» genannt. Zuerst mochte sie es nicht einmal.

«Können wir weitermachen?», fragt der Polizist. Sie weint, das hat sie gar nicht gemerkt.

«Ja. Es geht schon wieder.»

«Hatten Sie einen Grund zu der Annahme, dass mit *WindSpan Turbinen* etwas nicht stimmte?»

«Ja. Nein. Nicht wirklich. Ich meine ...» Sie zieht die Hand aus ihrer Tasche und wischt sich die schweißnassen Hände an den Jeans ab. *Ich muss mir unbedingt einen Anwalt nehmen. Warum habe ich das Angebot abgelehnt?* Sie atmet tief durch und fährt fort: «Ich hatte da so ein Gefühl, glaube ich. Aber ich ... ich hatte zu viel Angst, Peter darauf anzusprechen.»

«Angst? Warum? Hatten Sie Angst, dass er Ihnen etwas antun könnte?»

Sie schüttelt den Kopf. «Wohl eher Angst, dass er mich verlassen würde.» Sie sagt das mit einer Stimme, die schon in ihren eigenen Ohren viel zu kindlich klingt. «Ich hatte Angst, dass er wütend wird oder traurig. Weil es mir sehr wichtig war, ihn ... ihn glücklich zu machen. Ihn besser zu machen, zu einem besseren Menschen.»

Die beiden Beamten wechseln einen Blick. «Hat er Ihnen etwas hinterlassen, irgendeine Botschaft oder Notiz vielleicht?»

Sie spürt ihre Beine nicht mehr. Vielleicht hat sie gerade eine Panikattacke. *Bitte vernichte diesen Brief.* «Nein. Nichts.»

«Und er hat Sie auch nicht gebeten, ihn irgendwo zu treffen?»

Sie kann nicht sprechen. Wenn sie es doch tut, wird sie in tausend Stücke zerspringen.

«Jetzt hören Sie mir mal zu.» Die Polizistin beugt sich vor. Die Feindseligkeit in ihrem Ton überrascht Mae. Sie

wirft dem Mann einen Blick zu, aber der sieht schnell zur Seite. Wenn sie sich doch nur an ihre Namen erinnern könnte. «Wissen Sie überhaupt, wie viele Menschen hier gelinkt wurden? Wie viele Menschen ihr Geld verlieren? Was ist mit *denen*? Wie sollen sie es zurückbekommen, wenn Sie nicht reden?»

Mae weicht vor ihr zurück und verschränkt schützend die Arme vor der Brust. «Okay. Ich werde reden. Ich rede ja schon. Ich ... es tut mir leid.»

«Also, hat er Ihnen vorgeschlagen, ihn irgendwo zu treffen?» Der Polizist übernimmt wieder, in seinem «Guter Bulle»-Tonfall, aber Mae löst die verschränkten Arme nicht.

«Nein.»

«Haben Sie nie darüber nachgedacht, weshalb Peter keinen Kredit für das Unternehmen aufnehmen wollte?»

«Er sagte, seine Kreditfähigkeit sei beeinträchtigt – wegen einer Firma, die er direkt nach der Universität gegründet hat.»

«Eben gerade sagten Sie, sie hätten das Gefühl gehabt, dass etwas merkwürdig war, aber Sie konnten es an nichts festmachen. War es nur das Gefühl, dass er Geheimnisse vor Ihnen hatte? Oder war da mehr?»

«Er hat mir oft gesagt, es gebe Bereiche im Unternehmen, über die ich mir keine Gedanken machen sollte, er sei ja schließlich derjenige mit dem unternehmerischen Instinkt. Als er mit Andrew die Firma gründete, habe ich oft darum gebeten, mehr einbezogen zu werden, vielleicht sogar in einer offiziellen Position, aber er ist nie darauf eingegangen. Vielleicht hätte ich darum kämpfen sollen, vielleicht wüsste ich ja dann jetzt alles. Im Studium habe ich von der Columbia Business School jedes Jahr ein leis-

tungsabhängiges Stipendium bekommen. Ich habe es regelmäßig auf die Bestenliste meines Jahrgangs geschafft. Aber ... es tut mir leid, vielleicht ist es auch egal, aber irgendwie hatte ich immer das Gefühl, nicht gut genug zu sein, nicht schlau genug. Jedenfalls nicht auf Peters Niveau. Er sagte immer, meine akademische Bildung hätte mit der «echten Welt» nicht viel zu tun. Ich fand seine Abfälligkeit gegenüber Universitäten und Bildung immer ein bisschen merkwürdig, zumal er ja einen Harvard-Abschluss hat.»

Bei dem Wort Harvard hebt die Polizistin die Augenbraue und lächelt. Mae hat das Gefühl, als würde tief in ihr etwas reißen und sehr kalt werden, als flösse Eiswasser durch ihre Adern.

«Leider stimmt das nicht.»

«Was stimmt nicht?»

«Was genau hat Ihnen Peter über seine Vergangenheit erzählt?»

«Dass er aus Charleston kommt.»

«Was noch?»

Er hat mir erzählt, dass seine Mutter irgendwann eine Vorliebe für Cocktails entwickelte, die sie aus Kaffeebechern trank. Dass sie glaubte, so würde niemand merken, dass sie Schnaps trank – aber die Mischungen waren so stark, dass man den Alkohol schon roch, wenn man nur zur Tür hereinkam. Er hat erzählt, dass sie an Leberzirrhose gestorben ist, dass sie Blut in ihre Taschentücher mit Monogramm hustete. Dass sein Vater kurz darauf an einem Herzinfarkt starb, im Bett des Hausmädchens, das aus der Dienerschaft der finanziell ruinierten Familie als Einzige übriggeblieben war. Dass von dem einstigen Imperium kein einziger Penny übriggeblieben ist, weil sein Vater alles in den Sand gesetzt hat, und dass weder Peter noch

sein Bruder Clay etwas erbt – der Bruder, der sich später vor einen Zug warf und den Familienhund mit in den Tod riss. Aber wie war es eigentlich möglich, dass ein Hund so lange gelebt hatte? Wenn Peter den Hund mit fünf Jahren bekommen hatte, wie konnte er noch immer am Leben gewesen sein, als er fünfunddreißig war?

«Hören Sie, könnten Sie vielleicht – er hat mich ganz offensichtlich angelogen. Könnten Sie mir vielleicht einfach sagen, wer er wirklich war, und mir die Peinlichkeit ersparen, Ihnen all das alberne Zeug zu erzählen, das ich tatsächlich geglaubt habe?»

Ein langer Seufzer. Der Polizist weicht erneut ihrem Blick aus, aber jetzt spricht er endlich mit ihr. «Ihr Verlobter heißt in Wirklichkeit Bradley Matheson. Er hat eine Vorstrafe wegen Betrugs in Michigan, wo er geboren wurde und aufwuchs. In Novi. Vater unbekannt, Mutter arbeitslos. Er war nie in Harvard, so viel ist sicher. Er war noch auf Bewährung, als er vor sieben Jahren einfach verschwand. Miss Summers, Sie sehen nicht gut aus. Lassen Sie uns eine Pause machen.»

Er hat seine Identität gefälscht, er hat seinen Akzent gefälscht, er hat ein ganzes Leben gefälscht, er hat alles gefälscht. Und er hat mich nicht geliebt. Sie schließt die Augen, um diesen Gedanken nicht zulassen zu müssen. Es war alles eine Lüge. Nur eine Idiotin konnte darauf hereinfallen. «Nein. Machen Sie weiter.» Mit geschlossenen Augen stellt sie sich das Inn vor, ihre Großeltern, Lilly und George. Immerhin weiß sie, wo sie hin kann, wenn das hier vorbei ist. Sie hat Menschen, bei denen sie Schutz findet. Immerhin hat sie das Inn, und sie wird es immer haben. Es ist mehr als nur ein Zuhause. Es ist ein Ort, an dem jeder willkommen ist, egal wie kaputt er auch sein mag.

Sie öffnet die Augen. «Lassen Sie uns das hier hinter uns bringen. Bitte.» *Damit ich nach Hause kann, wo ich in Sicherheit bin.*